

(Nachdruck verboten.)

20]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

„Es ist in der That außerordentlich cynisch,“ antwortete Schäfer, „wie Du das ansiehst.“

Otto sprang auf. „Findest Du? Merkst Du denn nicht, wie ich diese elenden Kerle verachte, die wie's Vieh sind, wie alte Stühe, so geduldig und denkfaul? Mir wär's wahrhaftig lieber, es gäb en bissel Krieg. Schon der Abwechslung halber. Aber so ein Schaf kann ich nicht sein, das ist doch zu viel verlangt, daß ich sie womöglich eigenhändig gegen mich aufhebe? Wenn sie's nicht anders haben wollen, mir kann's recht sein.“

Die Dampspfeife heulte, das Zeichen, daß die Mittagspause zu Ende. Da kamen die ersten auch schon wieder auf den Hof.

„Sieh sie Dir doch an,“ sagte Otto und zog Schäfer mit aus Fenster. „Kann ich die fürchten, achten? Krumm, schlaff, welk und devot. Da brauchen nur zwei, drei Lust zu bekommen, mir auf die Bude rücken und mich am Hals kriegen. Aber der Gedanke kommt ihnen gar nicht, oder wenn er ihnen kommt, sind sie zu feig, um's zu riskieren. Wenn ich so ein Arbeiter wäre und sähe hier den Herrn sitzen, der sich alle Genüsse verschaffen kann, wer weiß, was ich thäte! Doch sie haben ja nicht mal das Bedürfnis nach Genuß!“ Er trat wieder ins Zimmer zurück.

„Vielleicht spielt da doch auch noch etwas Moral mit?“ warf Schäfer ein.

„Ganz gewiß nicht. Efflaventric, Herdeninstinkt, weiter nichts. Dazu braucht man noch lange nicht auf Nießsche zu schwören.“

„Na, ich glaube das doch. Die Moral . . .“

„Ueber Glaubenssachen läßt sich nicht streiten.“

Einer der Männer auf dem Hof stand still und starrte vor sich hin. Die beiden im Zimmer sahen unwillkürlich an ihn.

„Was der wohl denkt?“

„Entweder gar nichts oder, zu wieviel Schnaps und Bier es noch reicht.“

„Ach was, Du siehst verkehrt.“

„Ich dächte, wir ließen das endlich überhaupt. Es wird langweilig. Nur weil Du's wolltest, hab' ich so lange davon geschwätzt. Nun aber Schluß. Ich bin kein Volksredner und Volksverbesserer. Das überlasse ich gern den Federfuchsern.“

Schäfer lächelte. Er verstand den Hieb wohl. Es regte ihn aber nicht weiter auf. Otto war nun mal Triebmensch und weiter nichts. Da war nichts zu machen.

„Ist Dir nicht ein wenig der Appetit vergangen?“ fragte Otto im Hinansgehen.

„Durchaus nicht. Die Schwierigkeiten reizen mich nur noch mehr.“

„Dann wünsch' ich Glück. Wenn's was Gescheites werden soll, wirst Du noch ziemlich Arbeit haben.“

Schäfer suchte wieder die Pfützen zu umgehen.

„Vor allem leg Dir ein paar dicke Stiefel zu, sonst kommst Du nicht durch den Dreck. Dies wörtlich und bildlich verstanden.“

„Werd' mir's merken.“

„Könntest zwei Flaschen Pommeroy kaltstellen lassen,“ sagte Otto zu Magda. „Aber Pommeroy. Das deutsche Zeug können Amtsrüchters und Oberförsters vertilgen, wenn's mal wieder ne Abfütterung giebt. Für die ist's gut genug.“

Wie kann er nur nach all den Gesprächen gerade Pommeroy wollten, dachte Magda, bestellte aber und schwieg. Ihr Mann konnte es nicht leiden, wenn sie zeigte, daß sie dachte. Eine Frau soll sorgen, daß sie gut angezogen ist, und Haut und Nägel pflegen. Denken verdirbt den Teint, macht die Haare grau und Falten um die Augen. Deshalb ist das Männerfache, war Ottos Meinung.

Schäfer sträubte sich gegen den Pommeroy. „Ich habe eben keine Stimmung dafür.“

Magda sah erfreut zu ihm hin, wurde aber enttäuscht, als er fortfuhr: „Hör' doch nur, der Regen! Hast Du keinen leichten, etwas wehmütigen Rheintwein im Keller?“

Otto ließ die Flasche sinken. „Ich fürchte, Du schnappst jetzt schon über, obgleich es noch nicht vierundzwanzig Stunden regnet.“

„So hör' doch nur, hör' doch nur!“

„Nimm lieber von diesem Kalbsbraten, er ist zu empfehlen.“

„Mensch! Prosa mit Serviette, Messer und Gabel, stör' mich nicht!“

„Dann sag's wenigstens gleich, wenn Du übergeschnappt bist, daß ich rechtzeitig anspannen lasse.“

„Hast Du denn keine Ohren? Hör' doch nur!“

(Es weint mein banges Herz,\*)

Wie dort die Volkentränen —

Was für ein Sehnsuchtschmerz

Erfüllt mein banges Herz?

Im Takte rinnt der Regen

Auf's Pflaster und auf's Dach.

Verstimmte Herzen legen

Musik in solchen Regen.

„Das reine Zungenreden,“ sagte Otto.

„Nennen Sie Paul Verlaine, gnädige Frau?“ Magda schüttelte verneinend den Kopf. „Zammerschade! Der paßte auch zu Ihnen.“

„Scheint mir übrigens so'n richtiger lyrischer Zippel zu sein.“

„Erlaube, das verstehst Du nicht!“

„Selbstverständlich. Mache auch gar nicht den Anspruch. Wer könnte Euch verstehen, der noch gesunde fünf Sinne hat!“

„Nennen Sie das auch, gnädige Frau?“

Warum er sich dann immer an sie wandte, was sollte das? Das reizte doch nur ihren Mann. „Es klang wie ein wenig melancholische Musik, ganz hab' ich's nicht gleich verstanden.“

„Gott sei Dank!“ sprach Otto. „Schäfer, Schäfer, mach mir meine Frau nicht auch noch verdreht. Sie hat Anlage genug dazu.“

Schäfer lächelte Magda leicht zu.

„Ihr lächelt Euch schon an? Seid wohl schon Verbündete gegen mich Barbaren?“

„Jedenfalls, wenn ich dies Gedicht gemacht hätte, wollt' ich ruhig sterben, es ist unsterblich.“

„Na, na. Darf ich Dir Salat oder Kompott anbieten?“

Alle drei lachten.

„Du bist wirklich gräßlich,“ seufzte Schäfer.

„Glaub ich Dir. Aber essen und trinken hält Leib und Seel zusammen.“

„Jesses, Jesses, so alte Geschichten!“ seufzte Schäfer und uahm Salat.

Bald tauschte er wieder verzückt dem Regen. „Schade, daß Du keine Tannen und Fichten ums Haus stehn hast, dann würde sich der Regen noch besser machen.“

„Jetzt trinkst Du aber sofort Pommeroy!“

Schäfer gab nach und that es, weil Otto, wie er sagte, keinen stimmungsvollen Regentheimwein im Keller hatte.

„Wenn ich diese Stimmung nur in meinen Roman bannen kann!“

„Diesen Schweizerkäse kann ich Dir empfehlen,“ fiel Otto rücksichtslos ein. „Wie Du siehst, il ploure, und bei Schweizerkäse lob' ich mir das weinen.“

Ein bißchen unnormal ist er wirklich, dachte Magda, als Schäfer Käse nahm. Was doch in Berlin für Leute wachsen. Merkwürdig!

Nach Tisch wollte Schäfer auf sein Zimmer, um die Regenstimmung festzuhalten, wie er sagte. Aber Otto gab es nicht zu. „Goethe war doch auch ein Dichter, also ein Kollege von Dir, freilich ein anderer Kerl wie Ihr von heute. Ich liebe ihn sehr.“

„Du?“ sagte Schäfer erstaunt und ungläubig.

„Zarwohl, ich. Und zwar deshalb, weil er gern lang zu Tisch saß, was Vernünftiges trank und was Vernünftiges dabei redete. Ich beschwöre Dich bei Goethe, bleib' und trink!“

\*) Die deutsche Uebersetzung dieses Verlaineschen Gedichts stammt von Sigmar Mehring. (Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert.) Großenhain und Leipzig. Baumert u. Ronge.)

Schäfer blieb denn auch.

Als es vier Uhr war, hörte es auf zu regnen, wie Schäfer sofort bemerkte.

„Könnte man jetzt nicht die gute Gelegenheit benutzen und sich ein wenig die Gegend ansehen?“ fragte er.

„Das kann ich allerdings empfehlen,“ meinte Otto, „denn gegen Abend wird's wieder weiterregnen. . . Aber mich mußt Du entschuldigen, ich habe eben keine Zeit.“

„Erbarmen Sie sich meiner, gnädige Frau! Ich muß doch die Gegend kennen lernen, wenn aus meinem Buch etwas werden soll.“

Magda war bereit und machte sich schnell zurecht.

„Vor allem Ueberstühle,“ rief Otto, „viel Vergnügen und verkauft nicht!“

Kaum waren sie auf der Hauptstraße, begegnete ihnen auch schon der Schuster Hagensdörfer. Er blieb stehen und starrte sie an. Endlich ging er weiter und brummelte: „So 'ne Unverschämtheit! Schneit einem da, ohne daß man's vorher gewußt hat, ohne daß man überhaupt gefragt wird, ein zweiter Leuteschinder ins Dorf. Wäre er das nicht, ging er nicht mit der Frau von dem Leuteschinder Nummer Eins.“ Hagensdörfer spuckte wütend aus. So laut und gründlich, daß es die beiden hören sollten und daran erkennen, wie er sie verachte.

„Wer war denn das?“ fragte Schäfer.

„Der Schuster Hagensdörfer. Aber sagen Sie's nicht meinem Mann, daß uns der zuerst begegnet ist. Er würde uns zu sehr aufziehn und spotten. Es ist nämlich ein unangenehmer, unruhiger und zugleich doch lächerlicher Mensch.“

„Das freut mich! Den werd' ich gelegentlich 'mal besuchen. . .“

Vorsichtig gingen sie weiter. Eigentlich war es mehr ein ermüdendes Gleiten, als ein normales Gehen. Schäfer blickte dabei neugierig nach allen Seiten, denn gestern abend war es schon so dunkel gewesen, daß er nichts mehr genau hatte erkennen können. „Man sieht so wenig Menschen?“

„Sie sind noch auf der Arbeit.“

„Wann kriegt man denn die zu sehen?“

„Sonntags und abends im Wirtshaus. Viele Frauen und Alte sind natürlich auch jetzt zu Haus.“

„Da scheint das Wirtshaus also auch meine Rettung zu sein,“ murmelte Schäfer. „Jedenfalls werd' ich schon morgen ein wenig durch die Wohnungen stöbern. Die Frauen sind die Alten, das ist ja auch schon was. Zämmerlich genug sehen die Häuser übrigens aus. Wie geschaffen für einen socialen Roman. Nur hier das? . . .“

„Das ist ein Wirtshaus.“

„So, so, sauber, ganz nett.“

Sie bogen in die Gasse ein, die am schnellsten ins Freie führte.

„Sind das alles Arbeiterwohnungen?“

„Ja, nur hier nicht. Das gehört dem letzten Bauer im Dorf.“

„Der letzte Bauer? Klingt ja ganz romantisch. Fast wie der letzte Mohikaner.“

Magda lächelte. „Es ist noch viel romantischer, als Sie denken. Er ist nämlich auch noch sehr fromm.“

„Ach, das giebt's hier auch noch?! Fromm und Bauer. Das ist ja famos. Wie ein Lied aus alter, alter Zeit. Oder ist diese Species Mensch hier nicht interessant?“

„Ich weiß es nicht, ich kenne sie nicht weiter.“

„Zümmern denke ich sie mir ganz originell. Oder ist hier das fromm sein noch Mode? Dann ist's freilich wohl nichts mit der Originalität.“

„Nein, Mode ist's nicht, so viel ich weiß. Die Zeiten sind wohl auch für hier längst vorbei.“

„Vald wird unsereiner religiösen Menschen nachgraben wie der Gelehrte vormellichen Ungehueern. . . Frömmigkeit, was ist das, wissen Sie das noch, gnädige Frau?“

Magda schwieg einen Augenblick, ganz betroffen von dieser Frage. „Ja, was ist das? Eigentlich weiß ich's nicht.“

Schäfer lachte. „Sag' ich's nicht, die Sache stirbt aus. Aber interessant ist's und bleibt's, das religiöse Problem, für uns Litteraten wenigstens. Ich denke da an Verlaine, Barbey d'Aureville, Péladan, Guysmans, Strindberg, Garborgs „Müde Seelen“, Ola Hauffson. . .“

„Was sind denn das für Leute? Ich kenne die meisten kaum dem Namen nach, muß ich zu meiner Schande gestehen.“

„Lanter Litteraten, die fanden, das Leben sei zum katholisch werden.“

„Was?!“

„Sawohl, sie sind alle in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt und ich nehme an, damit zum Teil doch auch in den Schoß der Frömmigkeit.“

„Die Religion interessiert Sie also?“

„Gewiß. Was interessiert mich nicht! Aber nur rein litterarisch, haben Sie keine Angst!“

„Angst?“

„Ich meine so. Es ist ja vorläufig noch nicht wieder Mode, fromm zu sein, und wird wohl auch nicht so leicht wieder bon ton werden.“

„Meinen Sie das im Ernst?“

„Halb und halb wenigstens. Auch im Scherz. Giebl's hier noch viele solcher frommen Leute?“

„Schwerlich. Genau weiß ich's nicht. Da müssen Sie schon selbst zusehen.“

„Uebrigens, schenkslicher Weg hier!“ Schäfer wäre fast auf dem glitschigen Boden hingegefallen.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Lieber Posa!

Sie fallen alle über Dich her, wollen Dich um Dein schönes Amt bringen und erklären, Du stelltest das ganze Staatswesen bloß. Vielleicht ist es Dir in diesen schlimmen Tagen ein Trost, daß ich wenigstens treu zu Dir halte und offen bekeme: ich finde keine Schuld an Dir.

Dein einziger Fehler ist, daß Du zu ehrlich bist für die Welt, die doch nun einmal betrogen sein will. Deine Kollegen in den andren Ressorts machen solche Sachen viel geschickter. Jrgend welche Leute wollen zum Beispiel einen Anstrich in Panzerplatten bekommen oder sie wollen ihren Söhnen eine gute Zukunft auf dem Wasser sichern, dann reißt Dein Marinelollege umher, spricht mit diesem und jenem, äußert Anregungen, Wünsche, und plötzlich ist so ein Flottenverein da, der viel Geld hat, alle Beamten vom Landrat bis zum Nachtwächter mobil macht, und das ganze Land wird aufgeregt mit der funkelneleneuen nationalen Lebensfrage und gerät schließlich in eine aus den tiefsten Tiefen der Volksseele elementar entstandene mächtige Bewegung. Derweilen hat sich der Marinelollege längst diskret zurückgezogen, auch die Interessenten halten sich im Hintergrunde und nur das „Volk“ rumort für die heiligsten Güter. Nach ein paar Monaten ist dann das Geschäft abgeschlossen. Aber Geld — pui, bares Geld — hat Dein Marinelollege keinen Pfennig erhalten für die Agitation, er weiß von gar nichts, er vertritt nur das Gesamtinteresse der Nation, er darf hundert Jahre ungestört in seinem Amt bleiben, sofern ihm nicht gelegentlich Gesundheitsrücksichten anbefohlen werden.

Siehst Du, mein lieber armer Posa, Du hast eben noch nicht den richtigen Unterschied zwischen Direktem und Indirektem erfaßt. Indirekt kannst Du Millionen anregen, direkt keinen Pfennig wünschen. Es darf nur ein uneheliches Verhältnis zwischen den regierenden Leuten in den Beamtenstuben und diesen gierigen Dirnen, der Landwirtschaft, Industrie und Hautefinanz bestehen. Du aber bist ein Philister strapelhaften Wahrheitssehers, Du bist in altväterischen Anschauungen befangen, Du empfindest die Pflicht, diese wilden Beziehungen offen vor aller Welt zu legitimieren und damit hast Du Dich für diese scheinheilige Gesellschaft unmöglich gemacht. Anstatt daß Du den Woedle zu dem schenkslichen Bued schickst und ihm sagen läßt: „Verehrter Herr Bued! Schönes Wetter heute, nicht? Waren Sie letzten Sonntag in der Kaiser Wilhelm-Gedächtnis? Großartige Predigt, was? Was sagen Sie nun zu diesem Reichstag, gänzlich vaterlandslose Gesellschaft. Kollege Brunert ist ganz krank geworden vor Aufregung, na und der Graf überlegt sich, ob er nicht anstandshalber demissionieren müsse. Mit Gott, mein lieber Herr Bued, es war mir ein großes Vergnügen, aber ich habe Sie schon zu lange aufgehalten. Bestellen Sie Zende einen schönen Gruß. Adieu! (mit der Hand an der Hüfte) A propos, sollten Sie nicht vom Centralverband eine kleine Agitation entsallen, es wäre uns — im Vertrauen gesagt — nicht unlieb, Geld kann doch keine Rolle spielen. Adieu!“ (Ab.) Dann hätte Bued ein paar 100 000 Mark aus dem Geldsack genommen, man wäre zu Hilfe gegangen, hätte bei ihm einige Millionen Denkschriften als Kolportagehefte bestellt, und die Landräte, die Kreisblätter und die Ortsdiener hätten sich zufällig, aus eigenem Antrieb und in privater Eigenschaft im Interesse des Volks im allgemeinen und der Arbeiterschaft im besonderen um die Verbreitung der Druckerzeugnisse verdient gemacht. Du aber, lieber Posa, hättest still lächelnd die Hand durch den Park Deines Vars spazieren führend, das muntere Treiben mit angesehen und hättest zu Dir gesagt: „Bravo, das ist eine hübsche Sache, das wird helfen, doch das hübscheste daran ist, daß ich gar nichts damit zu thun habe.“

Statt dessen ist der Woedle zum Bued gekommen und hat ihm gesagt: „Mein Herr! Der Chef braucht sofort 12 000 M. Wir müssen für die Zuchthausvorlage agitieren. Sie haben das Interesse daran“

### Kleines Feuilleton.

also können Sie auch bleihen. Bitte, beeilen Sie sich, ich soll das Geld gleich mitbringen — gegen Quittung, wenn Sie wollen.“ Da ist natürlich der Bued wütend geworden, daß man ihn und die Industrie mit einer solchen Vettelei um ein paar Pfennige belästigt, und hat das boshafte Kundscheiben an seine Kumpane geschrieben, das Dir jetzt die Nachtruhe raubt. Rein, lieber allzu ehrlicher Posa: Du bist zu schade für die Welt. Du bist der trummern Politik nicht mächtig. Du lebst noch des thörichten Wahns, daß der gerade Weg der beste sei. Jetzt wirst Du wohl die Wahrheit des Spruchs einsehen: Das Direkte tötet. Geh in ein Kloster, Posa, und lerne die Kunst des Indirekten.

Indessen, mir persönlich gefällt Dein politisches Naturburschentum, auch ich habe eine gewisse unglückliche Liebe zur Wahrheit und zum geraden Weg. Ich will Dir also aus der Patsche helfen, so weit ich es mit meinen schwachen Kräften vermag, und ich werde Dir das einzige Mittel verraten, mit dem Du Dich retten kannst. Du mußt, mit einem Worte, Dich durchsetzen!

Du siehst mich wehmütig an, schüttelst Dein umfangreiches Haupt, und begreift nicht? So muß ich ausführlicher werden: Du hast in einem Fall die Politik des Direkten befolgt, Du hast ehrlicherweise die Beziehungen der Regierung zu den interessierten Auftraggebern anerkannt, und hast diesen — in schöner Sparsamkeit — die Geschäftsspeisen für die von ihnen bestellten Gesetze zugeschoben. Du mußt nun mit allen Mitteln des Manns, der stark aber klug ist — und ein starker Mann bist Du — diese Methode des Regierens zur allgemeinen Anerkennung bringen; denn sie ist ein Fortschritt. Es wären im wesentlichen drei Grundzüge in allen Ressorts durchzuführen:

**Erstens:** Die Regierung ist eine Gesellschaft zur Herstellung von Gekentwürfen engros und endetail.

**Zweitens:** In dieser Eigenschaft führt sie die ihr gewordenen Aufträge billig und prompt aus. Bei Garantie für Genehmigung durch den Reichstag tritt ein Preisausschlag von 50 Prozent ein.

**Drittens:** Alle Kosten für Reklame, Agitation, Inserierung der Volkszeits, Aufgebot des nationalen Interesses usw. trägt der Besteller, die Ausführung der einschlägigen Werbearbeiten übernimmt dagegen der Hersteller.

Wenn es Dir gelingt, diese Praxis allgemein durchzuführen, so wird die Geschichte Dich preisen als den Urheber einer realen, kaufmännisch soliden und profitablen politischen Geschäftsführung, und je leistungsfähiger Du diese Großindustrie für Fabrikation von Gesetzen gestalten wirst, um so höher wird Dein Ruhm steigen, der sich vor allem auf die absolute Offenheit, Coulanz, Ehrlichkeit und Unparteilichkeit dieses neuen Verfahrens stützen wird.

Freiß ans Werk, lieber Posa, und Du bist gerettet!

Du weißt wohl auch schon, daß sich in diesen Tagen eine private Gesellschaft zur Anregung und Propaganda von Gesetzen gebildet hat. Es wird Dir ja leicht werden, diesen emporstrebenden Rivalen mit Hilfe des Gesetzes gegen den unlanteren Wettbewerb niederzuschlagen. Außerdem ist dieses Unternehmen, wie ich aus dem mir zugegangenen Prospekt entnehme, verhältnismäßig teuer. Man verlangt 10 Prozent vom Wert jedes Entwurfs im voraus, und außerdem, wenn der Entwurf Gesetz wird, nach der Veröffentlichung im Gesetzblatt abermals 10 Prozent. Wie ich höre, will die Gesellschaft beginnen mit der Propaganda gegen die Handelsverträge und für einen 10 Mark-Getreidezoll. Das Objekt ist jährlich auf 2 Milliarden, also — bei der Annahme von 12jähriger Dauer — auf 24 Milliarden taxiert; es ist also keine Kleinigkeit, was die Auftraggeber, der Bund der Landwirte, gleich im voraus zu bezahlen haben werden, fast 2 1/2 Milliarden. Ich rate Dir, den Leuten, damit sie sich nicht durch die Privatpekulation ausbenten lassen, schleimigst die Preislisten Deines Geschäfts zu schicken. Du bist ja bisher fabelhaft wohlfeil gewesen — 12000 M. für eine Zuchtthausvorlage! — Du wirst auch die Agrarier billig und gut bedienen.

Aber, mein lieber Posa — und damit komme ich zum Hauptzweck meines Rat-, Hilfs- und Trostscheibens — ferner darfst Du nicht außer acht lassen, wenn Du mit Deinem Prinzip der Gesetzfabrikation gegen Vorzahlung Erfolg haben willst: Du mußt nicht nur billig und gut arbeiten, sondern auch vor allem streng unparteilich. Du hast Dich bis jetzt so redlich für diese Industriebarone und Junker strapaziert, denk mal ein bißchen auch an uns Socialdemokraten. Wir sind ganz bescheiden. Es genügt uns schon ein Gesetz zum Schutze des Koalitionsrechts für alle Arbeiter oder die Aufhebung der Getreidezölle. Was würdest Du für solche Vorlagen beantragen? Sie werden ja nicht viel Mühe machen. Schide uns also umgehend Kostenanschlag. Aber bedenke, daß wir nur arme Leute sind, die nicht viel zahlen können. Wenn Du Krupp nur 5000 Mark für die Zuchtthausvorlage abgenommen hast, so wirst Du uns die obigen Entwürfe auch nicht teurer berechnen. Außerdem sind wir bereit, alle erforderlichen Druckschriften zwecks Agitation gratis zur Verfügung zu stellen. Führst Du diesen ersten Auftrag zu unsrer Zufriedenheit aus, so werden wir Dich bei Bedarf geru wieder in Rahrung setzen und Dein Geschäft in Freundes- und Bekanntentreisen warm empfehlen.

Indem ich hoffe, daß dieser Brief Dich noch bei guter rücksichtsloser Gesundheit antreffen möge, zeichne ich, einer baldigen Antwort entgegengehend, mit aufrichtiger Hochachtung und treuer Verständnisinnigkeit

J o c.

**Der Kräutersammler.** Er war schon seit fünf Stunden unterwegs. Der Sad, der über seiner Schulter hing, war noch nicht halb gefüllt. Das machte das Wetter. Vor einer Stunde hatte der Regen begonnen — „Landregen“ nannten die Leute: in dünnen, gleichmäßigen Gäden, die schier unendlich waren, rieselte das Wasser aus einer einzigen großen grauen Wolke, die den ganzen Himmel bedeckte, nieder auf den herblichen Wald und die geloderte Erde der Felder. Die entblätterten Bäume boten mir einen notdürftigen Schutz gegen den feuchten Segen des Himmels. Der Kräutersammler, der wie in sich zusammengesunken auf dem schmalen Waldwege neben der aufgeweichten Chaussee dahinwagerte, atmete auf, als er drüben auf der andren Seite ein kleines Haus erblickte, welches wie von aller Welt verlassen, aus Eichen und Buchen hervorglugte. „Gasthaus zum Schatten“ stand in bunten Buchstaben über der engen Thür. Der Sammler schüttelte sich freudevoll und durchsichtige seine Taschen. Er fand nichts. Er nahm die Müde vom Kopf und fuhr sich nachdenklich mit der Hand durch das graue spärliche Haar, während tiefe Falten auf dem Antlitz sich bildeten. Dann ließ er seufzend den Sad fallen und öffnete ihn mit bebenden Händen. Er suchte lange; endlich hatte er ein dürftiges Kräutersbündelchen herausgefunden. Er verschnürte den Sad wieder und wandte sich zum Wirtshaus. Seine groben Holz-pantoffeln wären ihm fast im zollhohen Schlamm der Landstraße stecken geblieben, als er diese überschritt. In der Thür der Schenkstube schon nahm er mit ängstlicher Miene die Mühe ab. Er konnte zunächst in dem halbdunklen Raume nicht klar unterscheiden, trotzdem es eben Mittag vorbei war. „Na?“ ließ sich die Stimme der Wirtin vernehmen, die durch das Klappen der Thür anscheinend in einer angenehmen Drusslei gestört war. Schwerfällig erhob sie sich hinter dem Schenklisch und musterte prüfend den Angekommenen. „Ach, Madamchen, wollen Sie sich dies Kraut kaufen? . . . Schöner, frischer Weisfuß, macht den Braten schmackhaft und . . .“ — „Brauch' nicht!“ — „Nehmen Sie doch mal!“ — seine Stimme zitterte. — „Ich brauch' nicht, damit is jut!“ — „Es is ja man blos, daß ich mir 'n kleinen Schnaps bezähmen lamm . . .“ und zu dem einzigen Gast, der am Fenster saß und bisher in die graue Trübseligkeit da draußen gestarrt hatte, fügte er wie entschuldigend hinzu: „Bei so'n Wetter muß man einen haben, sonst hält's unsereiner nich aus.“ — „Zeben Sie her“, sagte die Wirtin, rief ihm das Kräutersbündelchen aus der Hand und schenkte ein kleines Schnapsgläschen voll. Der Sammler führte es vorsichtig zum Munde. Er nippte nur und behielt das Glas in der linken Hand, während der Zeigefinger der Rechten wie lieblosend über die glatte Fläche strich. „Man muß sich damit einrichten.“ Diese Worte waren wieder an den Fremden gerichtet. Der nickte nur stumm. „Es is nicht mehr los mit das Geschäft“, fuhr der Sammler fort, stellte das Schnapsgläschen auf den Tisch und setzte sich zum Fremden. Er ließ den Sad von der Schulter gleiten, maß ihn mit wehmütigem Blick und sagte: „Das is mi alles. Dabei is man schon an die fünf Stunden im Gange. Und bei so'n Hundewetter! Kein' trocknen Faden hat man am Leibe.“ Der Fremde ließ ein Glas Grog kommen und schob es dem Sammler hin: „Hier; das Zeug wird ja davon nicht trocken, aber es wärnt doch 'n bißchen den inneren Menschen.“ Der Sammler dankte lebhast, trank gierig und verbrante sich die Lippen. „Abwarten“, murmelte er. — „Lohnt sich das denn überhaupt — das Kräutersammeln?“ fragte der Fremde. — „Lohnen? Ach Gott, lieber Herr, es lohnt sich schon, aber — aber wie das doch nu mit mir is — ich bin doch nämlich nu ganz allein und wohne man blos in Schlafstube: da lamm ich mir nich breit machen mit meine Arbeit — unters Bett muß ich's unterbringen, sonst schmeißen sie mir womöglich raus, namentlich, weil es doch auch nich immer gleich am Ersten so klappt mit der Miete. Da muß ich man ganz still und zufrieden sein, daß es noch so geht wie's geht.“ Er sog langsam am Grog und fuhr fort: „Früher, ach früher, da war das ganz anders mit mein Geschäft. Als meine Frau noch lebte und meine Kinder. Wir hatten doch 'ne eigne Wohnung und Platz zum Trocknen. Da lag Ihnen oft die ganze Küche und die ganze Stube voll, daß wir nicht wußten wohin damit. Aber wenn alles hübsch trocken war, kommt' ich auch zum Apotheker kommen — er nahm alles. Und das Geld blank und bar auf'n Tisch. Ja, das war 'ne andre Zeit! Da hatten wir zusammen denn wohl mitunter soviele wie'n Maurer.“ Der Grog hatte sich abgekühlt und der Sammler nahm einen kräftigen Schluck. Der Fremde fragte: „Ihre Frau ist gestorben?“ — „Ja, 's is nu woll schon an die drei Jahr her!“

Der Sammler starrte eine Weile aus dem Fenster, und als wollte er das Wetter anklagen, sagte er vorwurfsvoll: „Is ja auch kein Wunder; bald trocken, bald naß, bald warm, bald kalt!“ — „Und Kinder — Sie sagten, Kinder hätten Sie auch?“ — „Gehabt — ja: zwei Jungen und zwei Mädchen.“ — „Und alle sind —?“ — „Gestorben, ja.“ Der Sammler fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und wiederholte leise wie für sich: „Alle gestorben.“ Er machte eine Pause, atmete tief auf und fuhr dann fort: „So eins nach dem andern.“ Ich hatte doch keine andre Hilfe. Die Mädchen mußten zu Hause sortieren, die Jungen nahm ich mit. Aber es wurd nichts Rechtes mehr. Die Frau fehlte überall, und die Kleinen konnten sich viel aushalten. Die Krankheiten rissen gar nicht mehr ab bei uns. So legte sich denn eins nach dem andern hin und machte die Augen zu.“ Dem alten Manne liefen die Thränen über die Wangen,

Er stand auf, nahm den Sack über die Schulter und wischte sich mit dem Rockärmel die Augen: „Entschuldigen Sie, lieber Herr, aber wir armen Leute haben's doch mitunter gar zu schlimm.“ Der Fremde nickte teilnahmsvoll und stumm. Der andre sah vor sich hin ins Leere: „Nu bin ich dran. Lange kam's nich mehr dauern . . . und“ fügte er plötzlich hinzu, „ich denk manchmal, es is gut so, wie es gekommen is.“ Er reichte dem Fremden die Hand zum Abschied. Der ließ ein Geldstück hineingleiten. Der Alte dankte stumm und ging, während er vor sich hin murmelte: „Ja, ja — es is gut so — es is gut so.“ Der Gast war aufgestanden und sah aus dem Fenster dem Davongehenden nach, der wieder wie in sich zusammengetrocken über die schmutzige Straße schlich. Der Fremde weckte die dicke Birnin, zahlte und trat vor die Thür. Es rieselte noch immer in langen, dünnen Fäden herab aus der großen Wolke. Der Fremde sah, wie die Gestalt des Kräutertammlers dort hinten im Nebel zu zerfließen schien und ganz entschwand. Er bohrte den Blick wie gebannt in die Ferne, wo ein feuchter, weißlicher Niesenschleier alles Leben mit tödender Macht zu umhüllen schien. Ein seltsames Leuchten zuckte in seinen Augen. Dann drückte er den Hut in die Stirn, schlug den Mantel zusammen und ging mit großen, festen Schritten hinein in die graue, trostlose Dede. —

Ernst Preczang.

gb. Das Aghl. Heute muß ich Buße thun. In Säd und Aße muß ich Buße thun. Ich bin ein großer Sünder. Hört, welcher Schandthat ich fähig war! . . . Ich habe es gewagt, an der edelsten Tugend der Menschheit, an ihrer Gerechtigkeit zu zweifeln.

Ungerecht hab' ich die Menschen genannt, weil sie dem Reichen schimmernde Paläste baut und den Armen hinausstößt auf die Gasse. Verachtet hab' ich die Menschheit, heuchlerisch hab' ich sie gescholten, weil sie christliche Liebe predigt und aller Euben Kirchen baut, während die Armut in Frost und Hunger ohne Obdach umherirrt — auf der Gasse.

Verhöhnt, verspottet hab' ich die Menschheit. Und sie ist doch so gut, so unendlich gut! Sie kniet nicht im Staube vor dem Golde, ihr Christentum ist nicht bloß Heuchelei, sie meint es ernst, wenn sie zur Kirche zieht und betet. Sie ist die Barmherzigkeit selber; ihr Herz fließt über vor Mitleid mit denen, die da Not leiden. Den Kleinsten, den Kernsten, den Allerelendesten, widmet sie zuerst ihre Hilfe, ihr ganzes von Güte überfließendes Herz.

Woran ich das mit einem Male erlaunt habe? In einer Berliner Viskassäule. Wenn Ihr es mir nicht glauben wollt, geht hin und lest es selber. Es steht an allen Stragenenden, wie herrlich gut die Menschheit ist.

Oder soll ich es nicht die Krone aller Güte nennen, wenn man in diesen Tagen schwerer Not sogar daran geht, ein Aghl zu bauen — für Kagen? Wahr und wahrhaftig ein Aghl für Kagen! Drei volle Tage wird die gute, die goldene, die barmherzige Menschheit dem edlen erstrebenswerten Ziele widmen. Drei volle Tage wird sie hinströmen in die Kagenausstellung zum Besten des Kagenaghls.

Menschheit, Du bist einfach ideal!

Tausende irren umher ohne Obdach, tausende haben nicht Brot noch Kohlen, du hast kein Geld ihnen Wohnung zu schaffen, du kannst sie nicht schützen vor Frost und Hunger und doch erbarmst du dich der Kagen. Das Kagenaghil ist entschieden das, was wir am nötigsten brauchen. Unse öffentlichen Zustände schreien förmlich nach einem Kagenaghil.

Die Kagen sind ein eignes Geschlecht. Es giebt „sone“ und „solche“ unter ihnen. Da sind die Alte-Jungfer-Kagen. Oh, denen geht's gut! Sie sind die Kapitalisten unter den Kagen. Prozig, wie ein Berliner Hauswirt, liegen sie auf weichen Kissen und thun nichts. Sie tragen ein seidenes Wändchen um den Hals und arbeiten resp. mausen niemals. Dazu sind sie viel zu vornehm. Das haben sie nicht nötig. Das Essen wird ihnen aus Lager gebracht. Sie schlürfen süße Milch und knobbert Zuderbrot. Wenn sie Kinder haben, hält man sie erst recht in Ehren. Man präsentiert sie mit den Kleinen, sobald Besuch kommt. Man schwärmt von dem „reizenden Jährl“, man nimmt die Kleinen auf den Schoß, man streichelt sie zärtlich und liebt sie: „Die reizenden Kleinen, die süßen Kleinen!“ Sie sind in jeder Hinsicht gut gestellt, Alte-Jungfer-Kagen! Daneben giebt's aber auch noch andre Kagen, plebejische Kagen, Proletariet-Kagen. Das ist eine unglückliche Gesellschaft. Sie haben kein weiches Kissen. Sie hausen im Stall, auf Böden, in kalten Kellerlöchern. Sie müssen arbeiten, wenn sie leben wollen, mausen, und da beim Mausen nicht viel zu holen ist, auch stehlen. Man treibt sie dem Verbrechen in die Arme, die unglücklichen Tierchen, man macht sie direkt zu Rasklagen, zu Dieben.

Man gönnt ihnen auch nicht einmal Familienfreuden. Wenn sie Kinder haben, ist das eine „etelhafte Schmutzerei“. Man nimmt ihnen ihre armen Kleinen und wirft sie ins Wasser. Man lacht sie aus, wenn sie darum jammern, will solche Kage etwa auch Gefühl haben? Lächerlich! Sie müssen ein Aghl haben, sie müssen entschieden ein Aghl haben, die Kagen, es ist unbedingt nötig, daß wir alle dahin streben, ihnen schenken ein Aghl zu schaffen. In guter Gegend muß es natürlich liegen, das Kagenaghil. Ich schlage die Linden vor oder den Tiergarten, da wäre die Luft am gesündesten. Hoch und geräumig muß es sein, das Haus, denn der Pulans wird gewaltig werden. Auch für schöne Kletterböden muß gesorgt werden und für sonnige Spielfläze — für die Kleinen. Und daß dann auch ja das Essen gut ist, die Kagen essen mit Vor-

liebe Fische, sämtliche Fischhändler der deutschen Hauptstadt müssen täglich ein Pfund Fische gratis liefern.

Aber wem predige ich das?

Gute goldige barmherzige Menschheit, Menschheit, die ich so schwer verkannt habe, Menschheit mit dem großen Herzen, das sich auch der Elendesten annimmt, Du wirst alles schon zum besten führen, Du bist gerecht!

Du weißt es, was Du ihnen schuldig bist, — den Kagen. —

### Aus dem Gebiete der Chemie.

— Das Alter der Goldreinigung. Daß schon in den ältesten Zeiten unter der Menschheit die Goldgier erwachte, ist wohl erklärlieh, da dieses edle Metall in gediegenem Zustande angetroffen wurde; doch hat man es wohl nirgends ganz rein und völlig frei von andren Metallen gefunden, und wenn sich auch von theoretischem Standpunkt die Möglichkeit des natürlichen Auftretens von ganz reinem Gold nicht leugnen läßt, ist thatsächlich solches doch nie und selbst Gold von nahezu 99 Prozent nur äußerst selten (am Ural) nachgewiesen worden, und meistens bleibt die Reinheit sogar unter 93 Prozent. Die gewöhnlichste und hauptsächlichste Beimengung des Golds besteht bekanntlich aus Silber, das seine Gegenwart auch in der je nach seiner Menge ausgeblähteren Färbung anzeigt; an Silber sehr reiche Goldlegierungen sollen die Griechen mit dem Namen Elektron, die Ägypter als Nym bezeichnet haben. Als man nur das Gold schon zu schmieden gelernt hatte, verstand man doch nicht, es von seinen Beimengungen zu befreien, deshalb enthalten die ältesten Stücke von Goldschmud immer Silber in gleicher Menge wie das Vaschgold. Der Zeitpunkt, zu dem man die Reinigung des Golds fand, ist zunächst für Sydien ermittelt worden, woher die ältesten Goldmünzen stammen; diese erweisen sich zuerst aus der Regierungszeit des Krojus silberfrei. Die Entfernung des Silbers erfolgte leichtbegreiflicherweise noch nicht auf nassem Wege, wie sie jetzt zumeist ausgeführt wird, denn die Scheidung von Gold und Silber durch Salpetersäure wird erst in Schriften aus der Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnt. Das bis dahin übliche und schon von Plinius mitgeteilte Reinigungsverfahren ist vielmehr die „Cementation“, die jetzt hauptsächlich der äußerlichen Färbendünung von Goldsachen dient; auf trockenem Wege wurden Goldblätter mit einem Gemenge von Kochsalz und Eisenvitriol derart verarbeitet, daß das entstandene Silberchlorid in das umschließende Cementierpulver drang und das reine Gold zurückblieb.

Die für die sydischen Münzen geglättete Feststellung des Zeitpunkts, von dem an das Gold gereinigt wurde, hat Verhelot nun auch für den Goldschmud der ägyptischen Mumien ausgeführt und durch Untersuchung allerdings leider nur drei Proben, die ihm Maspero zu diesem Zwecke überließ, gefunden, daß gereinigtes Gold (von 99,8 Proz.) wie in Sydien so auch in Ägypten zuerst in der vorletzten Periode vorkommt, während die Goldflitter aus der Zeit der sechsten und der zwölften Dynastie nur 90,5—92,3 Proz. Gold enthalten. Die Zeitbestimmung leidet jedoch insofern an sehr bedeutender Unsicherheit, als man annimmt, daß die vorletzte Periode um ein Jahrtausend jünger ist als die der zwölften Dynastie; mithin kam schon sehr viele Jahrhunderte vor jener die Goldreinigung in Ägypten geübt worden sein. — („Prometheus.“)

### Humoristisches.

— Das Gewitter. Der Gesangverein von Zipselshausen macht einen Ausflug nach dem benachbarten Niederdorf und läßt sich dort im schattigen Garten „Zum goldenen Löwen“, dem einzigen Wirtshaus im Orte, nieder, wo sich unter den uralten, den Himmel verfinsternden Bäumen bald ein fröhliches Leben entwickelt.

Zur gleichen Zeit hält die Feuerweh von Niederdorf eine Uebung ab, wozu auch die Feuerwehmusik ausgerückt ist. — Nach Beendigung der Uebung findet die Feuerweh leider den Löwengarten von den Zipselshauer Sängern besetzt und muß sich nun in die niedrigen heißen Zimmer des Löwenwirtsch Hauses flüchten.

Im Garten ist inzwischen die Fröhlichkeit aufs höchste gestiegen — als plötzlich rollender Donner das Herannahen eines Gewitters verkündet; bald darauf hört man das Rauschen des Regens in den Kronen der Bäume, und einzelne Tropfen dringen bereits durch das Blätterdach. Die Sänger flüchten eiligst in die Zimmer des Gasthauses, wo ihnen von den Niederdorfern in höchster Weise Platz gemacht wird. Als die Zipselshauer aber durch die Fenster schauen, sehen sie, daß draußen wieder heller Sonnenschein leuchtet. Die Plätze im Garten sind aber inzwischen von der Feuerweh besetzt worden, die vom Hofe des Wirtshauses aus mit Zuhilfenahme der großen Trommel und der Feuerpritze das Gewitter arrangiert hatte. —

— Schlechte Gewohnheit. „. . . Wie viel Küsse mir mein Mann täglich giebt — das weiß ich wirklich nicht!“

„Du Glückliche! Ich bekomme höchst selten einen! . . . Wenn mir mein Mann wirklich einmal einen giebt, dann dichtet er mindestens vier Wochen d'ran herum!“ —

— Unter Freundinnen. „. . . Sie mögen sagen, was Sie wollen, meine Damen, eine gute Eigenschaft hat die Wäin doch: sie ist ein sehr ergiebiges Gesprächs thema!“ — („Flieg. Bl.“)